

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen = Swiss forestry journal = Journal forestier suisse

Herausgeber: Schweizerischer Forstverein

Band: 128 (1977)

Heft: 1

Artikel: Wald und Wild und kein Ende

Autor: Rüedi, K.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-766812>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wald und Wild und kein Ende

Von *K. Rüedi*, Aarau

Oxf.: 156.2 : 156.5

Die seit Jahrzehnten andauernde Flut von Aufsätzen, Vorträgen und Diskussionen über das Thema Forstwirtschaft und Jagd, die sich im Wildschadenproblem als Brennpunkt konzentriert, scheint sich verewigen zu wollen. Es ist verständlich, wenn mancher Interessierte neue Veröffentlichungen unwirsch zur Seite schiebt oder höchstens noch überfliegt, sind doch die Gedankengänge durch ständige Wiederholung mehr als abgenutzt. Man horcht nur noch auf, wenn ausnahmsweise Unerwartetes auftaucht, so unlängst ein Vorschlag, die Äsung sei nicht zu verbessern, sondern zu verschlechtern, damit der Wildbestand zurückgehe (Sperber), oder der Waldbau habe sich gegebenenfalls dem Standortsfaktor Wild anzupassen (Gossow).

Es wird viel geheuchelt. So mancher Nur-Förster, dem das Wild herzlich gleichgültig und die Jagd unsympathisch sind, wünscht im stillen beide ins Pfefferland, und viele Jäger verfluchen insgeheim die Försterei mit ihren Strassenbauten, Pflegearbeiten, Zäunen und lärmenden Motoren. Nach aussen bekundet man mit sauersüsser Miene den Willen zur Zusammenarbeit und zum Ausgleich, weil extreme Lösungen im eigenen Interesse zum vornherein utopisch sind. Hie und da fällt man allerdings aus der Rolle und spricht vom ewigen Lamento der Förster oder dem Anachronismus der Jagd mit ihren unbelehrbaren Jüngern.

Die uferlosen Diskussionen haben aber doch viel Nützliches hervorgebracht: Das Problem ist in seiner grossen Bedeutung klar herausgestellt und in weitere Kreise getragen, die Wildforschung mächtig angeregt worden. Forstwirtschaft und Jagd sehen sich zur Selbstprüfung veranlasst, haben manchen Fehler eingesehen und zugegeben, und die Notwendigkeit ausgleichender Zusammenarbeit kann im Ernst nicht mehr bestritten werden. Der junge Forstmann muss heute wissen, dass Wild ökologisch und ideell zum Walde gehört, sein Daseinsrecht besitzt und im Schutze der Allgemeinheit steht, die Jagd folglich sein muss. Der in die Praxis tretende Jäger sollte sich im klaren sein, dass er kein Lederstrumpf im Urwald sein wird und sich das erträumte Jagdparadies kaum noch irgendwo in der heutigen Welt findet. So müssen wir uns in der gleichen Wohnung einrichten, passe es uns oder nicht.

Soweit sind sich die Vernünftigen — und das dürfte doch die Mehrzahl sein, besonders unter den massgebenden Persönlichkeiten — grundsätzlich einig. Wie stets, wenn Interessengegensätze aufeinanderstossen, kämpft man um die Festlegung der Demarkationslinie, das heisst: wieviel Wild ist unter gegebenen Verhältnissen tragbar? — gemeint ist für eine zunächst einmal ökonomisch denkende Urproduktion.

Weniger Wild, weniger Schaden — soll der Schaden herabgesetzt werden, so ist das Wild zu vermindern. Diesen einfachen und einleuchtenden, klaren Grundsatz hat die Waldwirtschaft längst zur kategorischen Forderung erhoben, die kaum bestritten wird und nicht leicht bestritten werden kann. Zwingend einfache Schlüsse sind oft Wahrheiten — nicht selten allerdings auch sogenannte Kurzschlüsse, was im Einzelfall bewiesen werden muss.

Bis hierher haben obige Zeilen auch nichts Neues gebracht. Die Quadatur des Zirkels wird auch schwerlich noch jemand erwarten — höchstens vielleicht ausgefallene Ideen. Im folgenden sollen jedoch nur einige Ansichten, zum Teil vielleicht zu Gemeinplätzen erstarrt, von Praktikerseite her nüchtern beleuchtet werden. Ausdrücklich befasse ich mich dabei nur mit dem mir vertrauten Rehwild und den Verhältnissen im schweizerischen Mittelland, lies Kanton Aargau.

Als feststehend dürfen bislang folgende Erkenntnisse gelten:

1. Gewichtige Wildschäden, welche oft die Erreichung der forstlichen Ziele über Gebühr erschweren, ja verunmöglichen, liegen unbestreitbar vor, was jederzeit spielend bewiesen werden kann.
2. Das Schalenwild hat seit einem Menschenalter stark zugenommen. Seine genauere zahlenmässige Feststellung ist im einzelnen schwierig und unsicher.
3. Die Vermehrungsquote des Rehwildes beträgt im allergröbsten Rahmen, je nach Geschlechtsverhältnis und Verlusten, ohne Jagd, im Jahr etwa 30 bis 80 Prozent des Gesamtbestandes im Frühjahr. (Ein Überhang Geiss : Bock wie 1,3 oder gar 1,5 : 1 lässt sich nur durch einseitige jagdliche Eingriffe über längere Zeit erhalten oder gar erhöhen, da annähernd gleich viele Geiss- und Bockkitze zur Welt kommen.) Bei uns dürfte die Vermehrung im Durchschnitt bei 35 bis 45 Prozent liegen, erschlossen aus langjährigen Abschüssen (inkl. Fallwild) in Revieren mit stabilem Wildbestand.
4. Die forstliche (in zweiter Linie auch landwirtschaftliche) Tragbarkeit des Rehbestandes schwankt erheblich je nach Verfassung des Tierbestandes (Geschlechts- und Altersverhältnis, physischer und psychischer Zustand) und Biotop (Äsung, Aufbau der Waldbestände, Klima, Pflanzensozиologie, Jagdverfahren, Beunruhigung, Verteilung von Wald und Feld, Kulturen im Freiland usw.). Verallgemeinerungen sind gefährlich, werden aber laufend begangen. Die beeinflussenden Faktoren sind ungemein

zahlreich und komplex. Der Wildbestand hat sich den Umweltverhältnissen im allgemeinsten Sinn anzupassen, nicht einfach der gegebenen Fläche. Körperliche Verfassung des Wildes und sein Verhalten einerseits, Ausmass der Wildschäden anderseits sind zweifellos die besten Gradmesser. Grosse Bedeutung wird heute dem «Stress» sowohl durch Überbestand wie auch durch menschliche Störungen zugemessen.

5. In einem «überstossenen» Gebiet müssen nicht nur Wald und Feldkulturen leiden, sondern auch das Wild (an Gesundheit, Gewicht und Trophäen).
6. Untragbar darf man die Schäden nennen, wenn sich die waldbaulichen Ziele, das heisst die Verjüngung nach Mischung und Qualität, nicht mehr befriedigend oder nur mit ungewöhnlichem Aufwand erreichen lassen. Wo hier die Grenze liegt, ist nicht immer leicht messbar, grob gesehen aber sicher bald einmal offensichtlich.
7. Wild ohne regulierende Jagd ist in Zivilisationsländern undenkbar, zweifelos auch dann, wenn grosses Raubwild nicht ganz fehlt. Die Allgemeinheit bejaht Wild immer mehr, wenigstens Friedwild. Der Förster ist heute Oekologe, Umweltschützer und Naturfreund; er anerkennt das Lebensrecht des Wildes als eines Bestandteils der Biozönose, die bei gleichgewichtsstörenden Eingriffen stets nachteilig auch auf den Menschen reagiert.

Zu verschiedenen Punkten seien nun einige, manchmal vielleicht unerwartete Bemerkungen gestattet:

Immer wieder muss mit Erstaunen festgestellt werden, dass selbst das Forstpersonal die Wildschäden oft unterschätzt (nicht etwa jagdlich Interessierte). So nimmt man das Ausbleiben der Naturverjüngung gewisser Baumarten (Weisstanne, Föhre, Eiche) als standörtlich naturgegeben und merkt nicht, dass eben schon die kleinen Sämlinge laufend weggebissen werden. Man vergleiche Naturverjüngungen inner- und ausserhalb von Zäunen! Oder es werden massive Schäden verneint — ganz einfach, weil die Jungwüchse zur Hauptsache eingezäunt oder empfindliche Baumarten gar nicht mehr vorhanden sind.

Es ist zum Axiom geworden, dass der tatsächliche Rehbestand regelmässig weit höher sei als geschätzt («gezählt»). Man spricht von einem 50- oder 100prozentigen Zuschlag, ja einem Vielfachen. Totalabschüsse in gewissen ausländischen Revieren gehören zum hergebrachten Beweisinventar. Ich bedaure, aber sie erschüttern meinen Unglauben gegenüber diesen stereotypen Behauptungen nicht. Unsere Reviere sind zu klein, überschaubar, gut erschlossen, siedlungsnah. Gewiss bekommt man in undurchsichtigen Waldungen nie alle Tiere zu Gesicht. Anderseits werden Wechseltiere oft doppelt erfasst. Das Revier hat doch gewöhnlich seinen regelmässigen Abschuss, der bei durchschnittlichen Verhältnissen etwa dem Zuwachs entspricht. Und nun

soll der tatsächliche Wildbestand viel höher sein als gemeldet? Dann müsste es ja bei der anerkannt starken Vermehrung entweder in zwei bis drei Jahren von Rehen wimmeln und alles Grün in Bodennähe bald einmal verschwunden sein, oder das Fallwild müsste sprunghaft ansteigen. Eine Dunkelziffer liegt darin, dass ein ansehnlicher Prozentsatz des Fallwildes der Registrierung entgeht, aber das bedeutet ja keine Vermehrung. Selbstverständlich darf nicht nur das einzelne kleine Revier betrachtet werden, ohne die Gegebenheiten rundum miteinzubeziehen. Der Bestand eines Reviers kann tatsächlich unterschätzt werden, wenn der Überschuss in schärfer bejagte oder mehr Fallwild aufweisende Nachbarreviere abwandert, im Winter vielleicht in tiefer gelegene Gebiete.

Unverständlich ist es immer wieder, dass so oft mit Bestandeszahlen pro 100 ha operiert wird, ohne dass man klarstellt, ob — wie bei uns üblich — 100 ha Wald gemeint sind oder aber 100 ha bejagbare Fläche oder sogar 100 ha Revierfläche. Und ebenso oft vermisst man die Angabe, ob noch anderes Schalenwild vorhanden ist, was doch wahrhaftig für die Beurteilung nicht gleichgültig sein kann. Bei derart unklaren Angaben und daraus entstehenden Missverständnissen hört jede brauchbare Vergleichsdiskussion auf.

Jagdexperten und Wildforscher behaupten in der Regel, dass ein Geschlechtsverhältnis von annähernd 1 : 1 beim Rehwild «richtig» oder sogar natürlich sei. Oft unterbleibt eine Begründung, oder man stützt sich auf die bewiesene und bestechende Tatsache, dass die gesetzten Kitze dieses Verhältnis ungefähr aufweisen. Auch wird auf Beobachtungen in natürlicheren Waldverhältnissen hingewiesen; dort kommen aber laut Literatur Abweichungen nach beiden Seiten vor. Und in unserer Zivilisationslandschaft? Praktiker mit langjähriger Beobachtung melden Zweifel an: Der Abgang sei beim männlichen Reh vom Kitzalter an höher — wobei zu untersuchen wäre, wieweit eben Jagd oder hohe Wildbestände daran schuld sind. Theoretisch mag ein künstlich geschaffenes und erhaltenes Verhältnis 1 : 1 im Hinblick auf die Vermehrung günstig sein. Trifft das auch wildhygienisch zu? Dann wohl kaum mehr, wenn sogar ein Überhang an Böcken erzwungen wird.

Sicher geben sich viele Jäger zu wenig Rechenschaft oder wollen es einfach nicht sehen, dass bei einem in Relation zum Biotop übersetzten Wildbestand den Tieren ein schlechter Dienst erwiesen wird. Für gewöhnlich bevorzugen aber die Jäger einen grossen Bestand und nehmen dafür jüngere und leichtere Tiere in Kauf. — Übrigens: verringert in allen Fällen ein erhöhter Abschuss den Wildschaden? Scheinbar eine ausgefallene Frage. Aber es ist ja nicht gleichgültig, wie dieser Abschuss vollzogen wird (nach Alter, Geschlecht, territorialer Verteilung). Zudem — mit einem überspitzten Beispiel: 100 Tiere zu 16 kg ergeben 1600 kg, 75 Tiere zu 21 kg annähernd gleichviel. Welche 1600 kg «fressen» mehr? Oder, mit einem wirklichkeits-

näheren Beispiel: Werden 100 Rehe zu 16 kg auf 60 Stück zu 18 kg vermindert, das heisst zahlenmässig um 40 Prozent, so nimmt das Gewicht nur um 32,5 Prozent ab.

Man tröstet gebietsweise den Jäger damit, dass sich der Wald im Stadium nötiger Umwandlung befindet: entweder vom einseitigen, für die integrale Nachhaltigkeit ungünstigen Nadelbestand zum gesünderen natürlichen Mischwald, oder vom altgewordenen Mittelwald (mit Stockausschlag) zum wertvolleren, Nadelholz mitenthaltenden Hochwald, also ebenfalls zum angestrebten Qualitäts-Mischwald. Daher die besonders gefährdeten, neu eingebrochenen Baumarten und die vielen Zäune. Der Wald werde aber dadurch auch für Wild und Jagd erfreulicher. Was sicher nicht zu bestreiten ist. Nur erlebt leider der Jäger diese Verbesserungen kaum, da sie Jahrzehnte erfordern. Vielleicht hat er vor Jahren das Revier als «rehreich» teuer gepachtet. Es wird ihm schwerlich Ersatz geboten, wenn er den Wildbestand drastisch herabsetzen musste. Er möchte viel Wild sehen und bejagen — nicht für kommende Ausfälle entschädigt werden. Im Gegenteil wird wahrscheinlich sein Beitrag an die Wildschadenverhütung im Zusammenhang mit der Umwandlung raketenhaft ansteigen.

Die Frage, ob das ausgerottete grössere Raubwild (besser: Greifwild) unser Schalenwild regulieren könnte, wird viel diskutiert. Der Jäger teilt naturgemäß seine Ernte ungern mit tierischen Konkurrenten und versteckt seine Abneigung gegen das Wiedererscheinen solcher Regulatoren hinter den Argumenten von Wissenschaftern, welche obige Frage verneinen. Doch abgesehen von dieser Diskussion gehören die einheimischen grossen Greifer (Vögel inbegriffen) in unsere Fauna so gut wie die Pflanzenfresser; fehlen sie, so ist unsere Natur ein antibiologisches Rumpfgebilde (Nationalpark!). Dass sie in unsrern Verhältnissen nicht mehr tragbar seien, gehört zu den aus Unkenntnis geborenen Vorurteilen. Dass der Luchs in Zentraleuropa ohne schwere Nachteile existieren kann (viel eher noch die Wildkatze), ist bewiesen. Wer vor hundert Jahren Luchse hätte einsetzen oder auch nur schützen wollen, wäre als verrückt erklärt worden. So ändern Zeiten und Seelenhaltung. Was in Zukunft möglich sein wird, wissen wir nicht, doch geht heute die Entwicklung in naturschützerischer Richtung. Spekulationen sind müssig. Bereits diskutiert man ernsthaft den Bären, was vor wenigen Jahren noch undenkbar war. In den neuen Jagdgesetzen hat sich die Entwicklung bereits niedergeschlagen. An den bösen Wolf wagt heute noch niemand zu denken, obwohl Erfahrung und Wissenschaft sein Wirklichkeitsbild längst positiv korrigiert haben. Ich bin der Meinung, dass eine Anzahl Luchse und Wildkatzen, ferner — mit «Stammsitz» im Jura und in den Alpen, über die Landesgrenzen hinweg — ein paar Bären und Wolfsfamilien da sein sollten. Kaum durch Einbürgerung, vielmehr mittels internationaler Schutzbestimmungen. Noch ist die Denkart eingewurzelt, wie sie ein Tschudi (Tierleben der Alpenwelt) zum Ausdruck brachte. Die damaligen graus-

lichen Erfahrungen mit den «reissenden Untieren» sind oft Übertreibungen und Märchen — doch sicher nicht alle. Dass diese Tiere öfters Schaden an Haustieren anrichteten, steht ausser Zweifel. Warum geschah das? Nicht zuletzt, weil damals das Schalenwild, ihre Nahrungsbasis, der Ausrottung entgegenging! Den Jägern, die vor der Schmälerung ihrer Jagdbeute Angst haben — auch diese sicher übertrieben —, darf erwidert werden, dass ja diese Greifer auch einmal begehrtes Jagdwild werden könnten. Ohne Zweifel würden sie auch die Füchse, die verwilderten Katzen und die Überzahl an Krähenvögeln kurzhalten. Die Bevölkerung würde diese Grossstiere so selten zu Gesicht bekommen wie heute einen Dachs, einen Edelmarder oder eine Waldschnepfe. Eine Regulierung beim Schalenwild wäre wohl am ehesten qualitativ zu erwarten.

Man kann des öfteren hören, der Jäger sei, trotz gutem Willen (an dem meistens gezweifelt werden muss!), unvermögend, kurzfristig einen wesentlich höheren Abschuss in weidmännischer Weise zu bewältigen; woher die Zeit nehmen? Das ist Unsinn. Man muss eben, wo sich die Notwendigkeit höherer Abschüsse ergeben hat, die Jagd dazu zwingen und allenfalls entsprechende Hilfsmassnahmen oder geänderte Methoden anwenden, ohne dass dadurch Tierschutz und Weidgerechtigkeit verletzt werden müssen. Der Ruf nach Überprüfung der hergebrachten Jagdmethoden erfönt heute von Fachleuten aus Deutschland. Eine Jagd, die sich ausserstande erklärt, mehr Wild abzuschiessen, schadet sich selber: Sie leistet den Tendenzen Vorschub, die Jagd aufzuheben bzw., da dies weltfremden Theorien entspricht, sie Berufsjägern anzuvertrauen. Die Gefahr ist gross, dass beim oft propagierten Kugelschuss auf Pirsch und Ansitz der Abschuss noch schwieriger erreichbar wird. Die Auswirkungen der Treibjagd mit Schrot, bei uns die Norm, sind im allgemeinen besser als ihr Ruf. Den Altersaufbau bewusst steuern mittels starker «Durchforstung» der Jungtiere (Schäfer), ist zwar bei Ansitz und Pirsch mit der Kugelbüchse eher möglich, stellt aber so oder so, wie auch die Erfassung und Lenkung des Geschlechtsverhältnisses, unsere Jäger unter den heutigen Jagdverhältnissen vor kaum erfüllbare Anforderungen. Vom Wildschaden aus steht aber zweifellos das Zahlenproblem im Vordergrund.

Über die Ansprüche des Rehwildes an sein Biotop, namentlich die Äsung, braucht heute kaum mehr viel gesagt zu werden. Hiezu ist in den letzten Jahrzehnten eine überreiche, wertvolle Literatur entstanden, und die Kenntnisse haben sich erfreulich verbreitert. Dennoch herrschen in weiteren Kreisen, zumal im Volk, oft noch ganz abwegige Vorstellungen. «Rehe weiden Gras, und im Winter muss man sie deshalb mit Heu und Brot füttern». Mischwald gilt als ernährungsgünstig; wenn aber unterhalb 1,3 m der erforderliche Pflanzenwuchs fehlt? Oder man stellt erfreut üppige Bodenvegetation fest: Da fehlt es nicht an Äsung; wenn es aber die nicht begehrten Buchenverjüngungen sind, oder Farnfluren und Seggenbestände usw.? Ganz abgesehen von der Frage, wie es im Winter aussieht, wenn das Wild auch

leben muss. Nadelbestand wird oft generell als äsungsfeindlich angesehen, abgesehen vom Weissstannenjungwuchs; gewiss trifft dies zu, wenn es Stangenäcker ohne Lücken und ohne Lichtbaumarten sind. Aber alte Nadelbestände, zumal wenn sie auch Lichtbaumarten enthalten, mit etwelcher Auflockerung oder auch nur gut durchforstet, sind, besonders auf kalkreichen Böden, überraschend äsungsreich.

Als selbstverständlich wird angesehen, dass die Äsungsverhältnisse im Winter ausschlaggebend seien. Das wird ja meistens zutreffen. In eintönigen, schattigen Nadelbeständen auf sauren Böden kann es aber leicht einmal umgekehrt sein, weil im Winter die Holzschläge immer wieder Astmaterial zu Boden bringen, das sich im Schnee oft lange frisch erhält.

Ich glaube, wir müssen ganz allgemein den vielen Behauptungen und Verallgemeinerungen mehr Kritik entgegenbringen.

Erwiesen und eigentlich selbstverständlich ist es, dass sich die Äsung mit rein natürlichen Mitteln — oft mehr durch Unterlassen als Tun — nach Artenzahl und Menge leicht vermehren lässt, und das ohne nennenswerte forstliche Einbusse; auf guten Standorten sehr rasch, auf den ungünstigeren wenigstens im Laufe von Jahren.

Die Äsung nicht fördern, sondern vermindern, um den Wildbestand zu senken: darüber möchte ich als Naturschützer, Tierfreund und Auch-Weidmann wenig Worte verlieren. (Man könnte ja noch weitergehen und zum Beispiel das Revier planmäßig beunruhigen — ungeplant geschieht das ja heute mehr als reichlich). Es gibt doch so etwas wie Moralgesetze auch der Schöpfung gegenüber, und es ist, milde ausgedrückt, unsympathisch, das Gleichgewicht durch bewusste Verarmung der Natur zu suchen statt durch Lebensbereicherung.

Um Konkretes zu bieten, seien hier einige praktische Vorschläge gemacht:

1. Forstwirtschaft und Jagd sollten, da bei uns in der Regel personell getrennt, der gleichen Regierungsdirektion unterstehen, damit die Koordination gewährleistet wird. Im Aargau ist das der Fall, die Jagdverwaltung untersteht der Abteilung Forstwirtschaft, das heisst dem Kantonsoberförster. Damit werden allein schon eine Menge Friktionen im Keime erstickt. Sicher gilt der Grundsatz weiterhin unverändert: Forstwirtschaft kommt vor Jagd, Walderhaltung vor Wild.
2. Land- und Forstwirtschaft, Staat, verpachtende Gemeinde und Jagd müssen bei der Abschussregelung zusammenwirken. Im Aargau geschieht auch das, Obmann ist bezirksweise ein Oberförster. Der Waldschutz steht im Vordergrund. Gleches sollte aber auch für den Wildschutz geschehen; eine organisierte Gemeinschaftsplanung zum Zwecke der Reviergestaltung dürfte wohl kaum schon irgendwo spielen.
3. Die Belehrung des Forstpersonals über Jagd- und Wildkenntnis dürfte auf guten Wegen sein. Dagegen wäre es erwünscht, dass die Jägerprüfung

linge, sei es auch nur freiwillig, mindestens einen halben Tag, lieber einen ganzen, und zwar in der Natur draussen, über die forstlichen Belange orientiert und an der Prüfung natürlich auch darüber befragt werden. Ein forstliches Kurzreferat, wie gegenwärtig bei uns üblich, ist besser als nichts, aber völlig ungenügend.

4. Im Aargau läuft ein Versuch, die Erhebung der Wildschäden, als eine der Grundlagen für die Abschussregelung, einheitlich und einfach, jedem Förster verständlich, nach einem Punktesystem durchzuführen. Dabei gibt es bei der Gewichtung Minuspunkte für unzulängliche oder ungenügend geförderte Äsung, mangelhafte Einhaltung der waldbaulichen Planung und technisch oder biologisch unbefriedigende Schutzmassnahmen.
5. Herabsetzung des Rehbestandes ist unbestrittenemassen vielerorts nötig. Sie sollte aber stufenweise erfolgen, nicht Knall auf Fall. Sehr richtig sagt Sperber: man muss sich an den biologisch richtigen Bestand «heranschiessen». Sonst mutet man dem Jägerherzen etwas zu, was es als Schlächterei verurteilt, was leicht auch Naturschutz und Publikum mobilisiert und unter Umständen das Revier über Gebühr entwertet. Unsere Gemeinderäte stehen als Verpächter und Waldbesitzer ohnehin zwischen zwei Feuern. Nie sollte aber ein verstärkter Abschuss verlangt werden, ohne dass man sich zuvor Rechenschaft gibt, ob nicht kurz- oder langfristig Biotopverbesserungen nötig und möglich sind, hie und da wohl auch einmal solche des Jagdbetriebes. Unnötig zu sagen, dass dies nicht zu nochmaliger Erhöhung des Wildbestandes führen darf. Erhöhter (auch einmal verringelter) Abschuss kann das Verhältnis Lebensraum—Wildbestand sicher am raschesten ins Gleichgewicht bringen. Auf längere Sicht wird das aber oft ebensowohl durch Verbesserung der Lebensbedingungen für das Wild mit gleichzeitiger Entlastung der Kulturen möglich sein (Schonung der Wildwuchsäusung und Fegepflanzen bei der Jungwuchspflege, Bildung kleiner Reservate mit guten Einständen und viel Äsung, Aufbau geeigneter Waldsaumzonen, geplante Anlage von Äsungsstreifen und -plätzen, Erlass von Fahrverboten, Erhaltung von Wildwiesen, Schutz und Neuschaffung von Hecken und anderes mehr). Man vergesse nicht, dass jede kleinste Leistung in dieser Richtung, mag ihr praktischer Erfolg noch so bescheiden sein, zu einem günstigen Klima zwischen Forst und Jagd beiträgt. Sogar rein forstliche Massnahmen können dazu beitragen: So geben Rückegassen in Dickungen oft ein Netz von Äsungslinien, die den Gewohnheiten des Rehwildes ideal entsprechen. Es können wildschadenfördernde Faktoren vorliegen, die sich kurzfristig und sogar vor einer Abschusserhöhung eliminieren lassen: unsachgemäße Winterfütterung, Abschuss der besten statt der geringen und jungen Böcke, die schädlicher sind, ungenügender Geissenabschuss, falsche Jungwuchspflege und technisch mangelhafte Schutzmassnahmen usw.

6. Winterfütterung kann im Mittelland in ausgesprochen äsungsarmen Gebieten — und nur dort — für einige Zeit als Not- und Übergangsmassnahme berechtigt sein, falls die Erkenntnisse über biologisch richtige Ausführung Anwendung finden. Sonst aber sorge man nötigenfalls für natürliche «Winterfütterung» durch Abdecken geeigneter Vegetation unter dem Schnee, frisches Astmaterial und ähnliche Vorkehren.
7. Da Kenntnisse und Verständnis beim Forstpersonal oft noch fehlen, müssen die planmässigen Schritte zur Erhaltung und Förderung der Äsung und zur «Winterhilfe» von oben instruiert und die Förster dafür gewonnen werden. Es sind verbindliche Weisungen und Kontrolle ihrer Ausführungen unerlässlich, da sonst erfahrungsgemäss wenig oder nichts geschieht. Absprache mit den Jägern und, soweit opportun, deren praktische Mithilfe wird vorteilhaft sein. Die geringen Kosten darf mindestens teilweise der Wald übernehmen, im Sinne seiner Umweltfunktionen und im eigensten Interesse der Schadenverminderung. Ähnlich sollten Pächter und höhere Jagdorgane die Gemeinden zu Revierverbesserungen motivieren; hier liegt ein noch kaum beackertes Feld.

Noch herrscht viel Ungewissheit über Wild und Jagd bei den Forstleuten. Geradezu katastrophal aber ist meistens die Ahnungslosigkeit vor allem städtischer Jäger über den Wald und seine Bewirtschaftung, aber auch über die Biologie des Wildes. Das kann nur besser werden, wenn beidseits die Ausbildung intensiviert wird und gegenseitige Aussprachen, vor allem im Freien, stattfinden, wo Fachleute für Aufklärung der Partner sorgen. Erfreuliche Ansätze dazu sind überall festzustellen. So dürfte sich zuletzt einmal das Problem von selber lösen.

Résumé

Forêt et gibier, un débat interminable

La discussion sur la question des dégâts du gibier, aspect central du complexe «forêt et gibier — économie forestière et chasse», dure depuis longtemps déjà et ne semble pas devoir prendre fin. Certains résultats ont toutefois été obtenus, et la nécessité d'une collaboration reconnue.

Cet article ne révèle rien de nouveau; il s'agit simplement d'examiner certains aspects du problème dans l'optique du praticien, de façon objective et non conventionnelle. Les considérations se limitent au chevreuil sur le Plateau suisse, plus particulièrement dans le canton d'Argovie.

Le point de départ est donné par un certain nombre de faits reconnus: l'ampleur et la gravité indéniables des dégâts du gibier, la forte augmentation de l'effectif des cervidés depuis des décennies, l'accroissement annuel de la population printanière (35 à 45 % selon la structure de la population, le biotope et l'exercice de la chasse), l'importante variabilité de l'effectif supportable (selon l'état cultural de la forêt, la gagnage, etc.), les répercussions entraînées par la surpopulation sur l'état du gibier, le seuil de tolérance (atteint lorsqu'il n'est plus possible de réaliser les objectifs sylvicoles sinon par des moyens injustifiables).

On passe ensuite à une série de points très controversés, examinés de manière critique et neutre. L'opinion répandue selon laquelle les effectifs sont toujours supérieurs aux estimations est mise en doute, et le doute justifié. La question de la proportion des sexes, «juste» ou naturelle, est traitée, de même que les effets complexes de l'intensification de la chasse. Les exigences du chevreuil en matière d'habitat étant aujourd'hui largement connues, il est possible, par des mesures sylvicoles, d'améliorer les biotopes (les gagnages) et de permettre à la chasse de s'exercer dans de meilleures conditions.

L'article se termine par quelques propositions pratiques touchant à l'organisation de la chasse, à la formation du personnel forestier et des chasseurs, à l'estimation des dégâts du gibier, à l'affouragement hivernal, à l'amélioration des gagnages.

Traduction: *J.-P. Sorg*